

# Einführung zur Ausstellung Karl A. Fürer

## Eine Würdigung von André Gunz

(Ausstellungsvernissage: Donnerstag, 25. Februar 2016, 18.30 Uhr)

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde

Auf der Einladungskarte für diese Ausstellung tänzelt ein froh gestimmter Mann mit Bündel und Hund vor Ihnen vorbei – es ist der Narr aus dem bekanntesten Tarot-Kartendeck, dem Rider-Waite-Tarot. Er nimmt dort eine wichtige Stellung ein. Unter den 22 Trümpfen ist er der Erste. Allerdings ist ihm nicht die Zahl eins zugeordnet, wie man vermuten könnte, sondern die Null, was man so verstehen kann, dass die Karten, und damit auch das Leben, keine gerade Linie bilden, sondern einen Kreis. Der Narr steht also sowohl am Anfang wie am Ende der Dinge, er ist immer da, aber nicht als Handelnder, sondern als eine Art Beobachter, als „neutrales Element“, wie man die Null in der Mathematik auch nennt. Nur, was hat er hier, auf dieser Einladungskarte, zu suchen?

Man liegt wohl nicht falsch, darin einen nicht mal sehr versteckten Hinweis auf die Vorstellungen zu sehen, die der Künstler von seiner Arbeit – und da der Tarot immer dem ganzen Leben gilt – auch von seinem Leben hat.

„Lachez tout!“, „lässt alles hinter euch!“ heisst es in einem Gedicht von André Breton, dem ungekrönten Oberhaupt der Surrealisten, die uns in unserer Jugend tief beeindruckten. Ich sage „uns“, weil Karl Fürer und ich in besonderer Weise verbunden sind: Wir haben in einem gemeinsamen Atelier unsere ersten Malversuche unternommen, noch heute besitze ich sein erstes Bild, einen Torero, den er wohl aus gutem Grund hier nicht ausstellen wollte, und er mein letztes Bild mit dem hochtrabenden Titel „Les dames des temps jadis“ nach einem Gedicht von François Villon, bevor ich die Malerei in Erkenntnis meines doch sehr beschränkten Talents beiseite legte.

„Lachez tout!“. Wie vieles Andere bei den Surrealisten sollte man es nicht zu wörtlich nehmen. Es geht nicht um eine Flucht vor dieser Welt noch um einen Aufruf zur Herumtreiberei, sondern um eine geistige Haltung. Der Narr, so sagt uns das Bild, geht ohne festen Plan und auch ohne besonderes Ziel ins Leben hinaus, neugierig und bereit zu staunen, auch frei von vorgefassten oder ihm eingetrichterten Meinungen, und sofern er solche hat, lässt er sie hinter sich.

Man könnte in ihm einen Wanderer sehen, wäre das Wort in unserem Sprachgebrauch nicht so stark an Erfrischung oder körperliche Ertüchtigung gekoppelt, worum es hier natürlich nicht geht, oder einen Pilger, und in der Tat ist es ja so, dass Karl Fürer schon in den 60er Jahren, nachdem wir den Film die „Milchstrasse“ von Luis Bunuel gesehen hatten, in dem zwei ziemlich dubiose Typen nach Santiago de Compostela pilgern, durch die Pyrenäen und das Baskenland in Richtung des damals noch ziemlich unbekanntes Wallfahrtsortes aufgebrochen ist. Aber es geht ihm dennoch nicht um Versenkung in die eigenen Seele noch gar um Kasteiung, sondern um die Hoffnung, dass das, was sich am Rand des Weges so unverstellt darbietet, sich als Quelle der Schönheit oder der Erkenntnis erweisen könnte. Diese, so lautet die Botschaft, lässt sich nicht durch logische Schlüsse und philosophische Gebäude gewinnen, sondern durch die Begegnung mit den Dingen, die ganz unterschiedlicher Art sein können, unendlich gross, wie der Sternenhimmel, das Firmament, unergleichen wie der Mensch, der Baum aber auch ganz klein und unscheinbar wie Pfützen, Flecken, Kieselsteine, leere Schneckenhäuser, eine weggeworfene Schnur.

Wie aber hängen all diese Dinge zusammen, wo ist die verbindende Wahrheit, das Geheimnis des Lebens, die kosmische Kraft? Dies sind die Fragen, die das Schaffen von Karl Fürer über die Jahrzehnte hinweg durchziehen. In den frühen Arbeiten findet man noch häufig Sinnbilder wie den Baum, die Geste der sprachlosen Verständigung, der schützende Verband, das Reisigbündel – teils verstörende, letztlich aber doch versöhnliche Bilder. Man fühlt sich an Beuys erinnert, an seine Rituale der Naturaneignung und Heilung, weniger an seine politischen und gesellschaftlichen Utopien, denen Karl Fürer skeptisch gegenüber steht – die Welt ist kein Gegenstand, sie ist ein Organismus. Sie muss nicht verbessert, sondern geheilt werden. Wir brauchen nicht Hammer und Zirkel, sondern, Innehalten, Rituale, Vertrauen in die Natur. Allerdings immer im Wissen, dass die Heilung nie vollständig gelingen wird, dass es so etwas wie die „heile Welt“ nicht gibt.

Kehren wir noch einmal zur Tarot-Karte zurück. Erstaunlicherweise blickt der Narr nicht nach vorne, sondern nach oben, wie wenn er einer Melodie, einer geheimnisvollen Musik lauschen würde. Könnte die Musik das Heilende sein, das alles verbindet? Ein verwegener Gedanke: Wie soll etwas derart Flüchtiges, Nicht-greifbares Halt geben? Nachdem aber die Physik bei der Suche nach den Grundelementen der Materie bis zu Teilchen vorgestossen ist, die sowohl Materie wie Wellen sein können, scheint dies gar nicht mehr so abwegig zu sein. Es ist jedenfalls unbestreitbar, dass Musik allgegenwärtig ist, überall ist Klang, er begleitet uns das ganze Leben lang.

Die Musik spielt jedenfalls im Werk von Karl Fürer eine grosse Rolle. Er selber hat der Ausstellung den Titel „Vom Klang der Welt“ gegeben. Nur: kann man Musik malen? Vom Philosophen Ludwig Wittgenstein stammt die Feststellung, dass es die Grammophonplatte, den musikalischen Gedanken, die Notenschrift und die Schallwelle gebe – und hier könnte man auch die Klangbilder einreihen -,

alles Versuche der Darstellungen von Musik, aber eben nicht die Musik selber.

Dies hat die Künstler nicht davon abhalten können, dennoch immer wieder zu versuchen, Musik auf die Leinwand zu bannen. Nennen wir zur Erinnerung nur einige der berühmtesten Beispiele: die Bilder von Paul Klee, die „Amorpha, Fuge in zwei Farben“ von Frantisek Kupka, den „Broadway Boogie“ von Piet Mondrian oder Wassily Kandinskys „Impression III“ nach einem Konzert von Arnold Schönberg.

Es ist auffällig, dass all die genannten Künstler sich intensiv mit theosophischen oder pantheistischen Lehren auseinandersetzen, die Gott in kosmischen Gesetzmässigkeiten oder in der Natur ausmachen, in die der Mensch eingebettet ist. Die Kirchen haben sich mit solchen Denkrichtungen immer schwer getan; der Vatikan hat sie erst vor kurzem noch, 2010, verworfen mit der Begründung, sie würden die menschliche Überlegenheit des Menschen über die Natur verleugnen. Nun mag es ihm schmeicheln, wenn dem Menschen gesagt wird, er habe die Erde untertan zu machen, doch wenn man das Resultat sieht, muss man sich doch fragen, ob ihm diese Befugnis nicht besser wieder zu entziehen wäre.

Folgerichtig wird hier die Musik nicht nur als Werk des Menschen verstanden: sie ist ihrem Wesen nach allumfassend, sie war schon vor dem Menschen da: es gibt sie nicht nur als komponierte Symphonie, als einfaches Volkslied oder als dumpfen Rhythmus, sondern auch als Rauschen des Windes, als Gerölldonner. Oder als Stille. Bei den verschiedenen Ausgestaltungen von Kirchenräumen, die Karl Fürer vorgenommen hat, ging es ihm weniger darum, durch Bilder mit religiösem Inhalt die verkündete Botschaft zu verstärken, sondern erst einmal eine Atmosphäre zu schaffen, die es dem Menschen ermöglicht, sich dem Spirituellem zuzuwenden. Sozusagen den Klang der Stille zu erzeugen, denn die Stille ist nicht tonlos. Wir hören immer etwas, und wenn es nur das Rauschen unseres eigenen Blutes ist.

Die Musik ist aber nicht nur allgegenwärtig, sondern auch zutiefst demokratisch, obwohl man natürlich immer wieder versucht, sie zu Macht- und Überlegenheitsdemonstrationen zu missbrauchen, man denke etwa an den Festspielwahn oder die Marschmusik. Aber das Rauschen des Windes kann ebenso beglücken wie ein Symphoniekonzert, und der polnische Schriftsteller Witold Gombrowicz hat einmal gestanden, nie hätte er Chopin so schön empfunden, wie als er durch die Gassen von Buenos Aires, seinem Exilort ging, und aus dem offenen Fenster die Musik eines Klavier Übenden drang. Wir wissen nie, wo uns das Glück ereilt, wir könnten urplötzlich den „Joker“, den Nachfolger des Narren in unseren Kartenspielen, in der Hand halten, man sollte immer bereit sein. Die Hängung, die Karl Fürer gewählt hat, ist in diesem Sinne nur konsequent: Bedeutendes neben scheinbar Banalem, Mächtiges neben Geringem, Symphonien neben Etuden.

Auf den ersten Blick mag eine solche Vorgehensweise in einer Gesellschaft, die alles rangiert und in Geldwert übersetzt, höchst unzeitgemäss erscheinen. Aber es gibt auch zunehmend Gründe - denken wir nur an die riesigen Umweltprobleme oder die erbärmliche Armut, die sich neben und in unserer Wachstumsgesellschaft entwickeln konnten -, die für eine andere Art der Betrachtung sprechen. Eine bescheidenere, stillere Art, die nicht nur das Teure und das Grossartige beachtet, und die auch den Klang der Welt, ihre ursprüngliche Vielstimmigkeit wieder hören liesse.

Der deutsche Philosoph Wolfgang Iser, der sich im übrigen sehr eingehend mit Musik und Kunst befasst hat, hat einmal mit Blick auf die Milliarden Jahre umfassende Evolution einen Satz geprägt, der Karl Fürer gefallen dürfte: „Wir sind alle Verwandte, das Wasser, die Kieselsteine, die Robben, die Bäume“.

Er meint, dass wir uns um sie kümmern, dass wir ihnen mit Interesse und Achtsamkeit begegnen sollten. Und das will uns wohl auch Karl Fürer in seinen Arbeiten sagen. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!